

Georg Christoph Tholen

Talkshow als Selbstbekenntnis.

Zur Diskursanalyse der ‚Affekt-Talks‘ im Fernsehen (2001)¹

Seit einigen Jahren grassiert eine schier endlose Lust am Sprechen um des Sprechens willen: *Getalkt* wird im Fernsehen allenthalben und ohne Unterlass; und über alltägliche Themen, deren Banalität und Beliebigkeit keine Grenzen kennen. Zu beobachten ist ein rapides Anwachsen animierter Chat-Räume, die zuerst in Quiz-, Rate-, und Spielshows erprobt wurden, bevor sie in den Talkshows ihren eigenen fernsehgerechten Rahmen fanden. Und dieser Rahmen ist strenggenommen kein Rahmen: Denn das Gebot der Zerstreungslust, das dem Massenmedium Fernsehen zukommt, entrahmt beständig, um sich zu erhalten, die Vorgaben und Grenzen dessen, was als darstellungswürdig gilt. Talkshows wuchern beinahe inflationär, vornehmlich im Privatfernsehen, aber nicht nur dort. Dies zeigt sich auch daran, dass die täglichen Talkshows Thema und Rohstoff weiterer Talkshows werden, Talkmaster Talkmaster einladen, um deren Talks wiederum zu bewerben oder auch zu ironisieren. Wobei die ironisch oder satirisch gemeinten Verdopplungen der Talkshows – wie etwa *T.V. Kaiser* oder *TV total* – in Sprache und Form sich vom Original nur minimal unterscheiden. Die imaginäre Sogkraft der televisionären Selbstdarstellung scheint so nachhaltig zu sein, dass statt mimetischer Distanz nur doppelgängerische Mimikry zu gelingen scheint.

Daily Talks sind also, neben den Familienserien und vergleichbaren *Soaps*, zu Kultserien avanciert. Meistens sind sie mit den Vor- und Nachnamen ihrer Moderatoren und Moderatorinnen betitelt: *Hans Meiser, Ilona Christen, Bärbel Schäfer, Arabella Kiesbauer, Andreas Türck, Jörg Pilawa, Peter Imhof*. Oder sie heißen, schlichter und zugleich emblematischer: *Sonja, Fliege, Nicole*. Man kann sie schon in der Mittagszeit konsumieren: *Vera am Mittag* beispielsweise. Um ihre Aussagemuster, d.h. die Regeln des im Talk erlaubten Sprechens, zu studieren, ist es freilich besser, ihre nächtlich ausgestrahlten Wiederholungen Revue passieren zu lassen. Denn in diesen weniger lärmgestörten Stunden zeigt sich dem Betrachter im gleichschwebend-aufmerksamen Zapping zwischen verschiedenen Talkshows deren gemeinsames Dispositiv (im Sinne Foucaults): Fast jeder Seelenschmerz und jede sexuelle Vorliebe wird exponiert, beraten und therapiert. Banale wie schwerwiegende Beziehungskonflikte zwischen Partnern, Generationen, aber auch zwischen Mensch, Haustier und Pflanze, werden ostentativ getestet und zwischen den am Konflikt Beteiligten im Fernsehstudio wiederholt und freimütig bekannt – vor einer in dieser dauerhaften Selbstthematizierung sich spiegelnden Fernsehgemeinschaft. Diese wiederum, zu der die Studiogäste ebenso zählen wie die Fernsehzuschauer zuhause, haben fast jede Äußerung oder Geste der Probanden oder Patienten mit Beifall zu verstärken, gleichviel, wie sinnvoll, blödsinnig oder gar beleidigend deren jeweilige Statements gewesen sein mögen. Und der Rhythmus dieser szenischen Abfolgen überschreitet selten das behaviouristische Maß kurzfristiger Belohnung und Bestrafung. Die Zuschauer – Voyeure gleichermaßen wie die inspizierten Opfer – inszenieren im Verein mit dem Moderator, der zumeist eine Mischfigur aus Therapeut, Priester, Sozialpädagoge und bisweilen

¹ Veränderte und erweiterte Fassung eines Beitrages, dessen erste Version unter dem Titel *Selbstbekenntnisse im Fernsehen. Panoptische Varianten im therapeutischen Diskurs* in dem von Sabine Flach und Michael Grisko herausgegebenen Band *Fernsehperspektiven. Aspekte zeitgenössischer Medienkultur* [Schriftenreihe der Hessischen Landesanstalt für privaten Rundfunk], München 2001, erschienen ist.

Sensationsjournalist verkörpert, den Senderaum der Talkshows als Ereignisraum einer momentanen, stets prekären Sinnstiftung.

Das Serielle der Serien, deren Spektrum die Talkshows erweitert haben, ist nun die erste Stütze der Talk-Gemeinde, die darin ihre Gemeinschaftlichkeit findet: Es ist also gerade ihre rituelle oder gar liturgische Wiederholbarkeit (vgl. Soeffner *Die Ordnung der Rituale* 20-75, Reichertz *Wem Meiser die Sünden vergibt* 38-42, Tietze/Schneider *Fernsehshows*), die zum Kult wird, wie banal oder ‚traschig‘ auch immer der auf den Bildschirm geholte Alltag sein mag. Die empirisch orientierte Mediensoziologie spricht in ihren (mittlerweile kaum noch überschaubaren) Begleitforschungen von einer *Verdopplung des Alltags* und einer *Veralltäglicdung des Talks* (vgl. zusammenfassend Plake *Talkshows*). Die sozialetisch orientierte Forschung entdeckt, nicht ohne Sorge, in der ‚medialisierten Lebensführung‘ eine disparate Vielfalt von keineswegs mythenfreien Erlebnisentwürfen, in denen neue ‚symbolische Formen‘ sich ankündigen (Bohrmann *Ethik-Werbung Gewalt*). In der kulturkritischen Tradition der Fernsehkritik, die von Günter Anders über Neil Postman bis Hans Magnus Enzensberger im seichten Amusement des Fernsehens die inhaltsleere Selbstanzeige eines *Null-Mediums* vergegenständlicht sah, wird die Talkshow als *Ersatz für die Wirklichkeit* beschrieben. Gleichwohl lässt sich wegen ihrer Wirkmächtigkeit die Zunahme einer „Pseudo-Vergemeinschaftung“ (Strang *Gemischte Verhältnisse*) in Gestalt öffentlich inszenierter Selbstdarstellungen nicht bestreiten. Also wird dem Talk ein *real-fiktionaler* Status bescheinigt.

Der vorderhand plausible medienwissenschaftliche Befund sieht sich also mit einem Dilemma konfrontiert, das nicht zuletzt ein kategoriales ist: Wie ist das Verhältnis von Wirklichkeit und ihrem Ersatz, von Realität und Fiktion, zu bestimmen? Die begrifflich unsichere Definition des ‚Real-Fiktiven‘, die etwa dem Begriff der *Pseudo-Vergemeinschaftung* inhäriert, verbirgt, wie mir scheint, in ihrer bipolaren Oszillation die eigene Unsicherheit gegenüber dem, woraus die Talkshows bestehen: Diese sind, wie zu zeigen sein wird, phantasmatisch eingerahmte Appelle an einen diffus bleibenden ‚Anderen‘, an den sich offenbarungssüchtige Testpersonen wenden, wenn sie ihre Nöte und Probleme mitteilen, ohne *von* ihnen zu sprechen. Denn bezeugt und gebeichtet werden vor den Zuschauern ein prekäres Selbst oder Wir, das sich in den Appellen an den Moderator und seine Fernsehgemeinde *als solches* seiner selbst erst vergewissern möchte.² Inhalt und Form der Bekenntnissows sind also Selbstbilder und deren Brüchigkeit. Ihr in Szene gesetztes Ausagieren entfaltet ein kollektives Imaginäres, das weder bloß real noch bloß fiktiv ist. Eben weil wir – so die triftige Metapher von Monika Elsner und Thomas Müller – vom *angewachsenen* Fernseher in der TV-Kultur sprechen können, reicht die krude Unterscheidung von Wirklichkeit und Fiktion zur Analyse der Medien nicht aus (Tholen *Die Zäsur der Medien*). Hält man an ihr fest, so lässt sich die Aporie, der fiktiven Fernsehwelt eine ‚wirklichere Wirklichkeit‘ bescheinigen zu müssen, nicht vermeiden: „Das Medium Fernsehen hatte sich [im Laufe der 50er und 60er Jahre] im Bewusstsein eingenistet und veränderte das soziale Wissen radikal

² Roger Willemsen, einer der seriöseren Talkmaster, der angesichts der inflationären Talkshows von der Abschaffung des Gesprächs innerhalb der Form des Gesprächs sprach (Süddeutsche Zeitung v. 6.6. 1998), insofern der ‚Talk‘ nichts mehr be- oder verantwortet, sondern in Gestalt einer über-raschen Abfolge Zuschauerreaktionen belohnt oder bestraft, sieht in den inszenierten Ja-Nein-Impulsen der Talk-Gemeinde schon die Zukunft eines digitalen Sprechens vorweggenommen. Richtig an dieser Beobachtung ist, dass die Medialität des Fernsehens gerade auch darin besteht, vormalige und sich bereits ankündigende Formen der Gesprächskultur (z.B. Internet-Chat) zu imitieren und zu antizipieren: „Erst im Unterhaltungsmedium, das seine Vorgänger abbildet und zugleich zerstörerisch absorbiert, erfährt der Zuschauer von sich selbst. Und erst in diesem Spiegel wird er durch ein Medium darauf trainiert, dass seine Rolle auch ein Teil der Aufführung und seiner Abbildung ist.“ (Lorenz *Bombenstimmung* 29)

[...] Es wuchs die Bereitschaft, den Realitätsakzent weiter zu verschieben, d.h. der Fernsehwirklichkeit einen höheren Grad an Realität zuzuschreiben als dem Selbsterleben. Der Prozess scheint irreversibel zu sein. Der *angewachsene* Fernseher lässt sich kollektiv nicht mehr abschalten, ohne dass wir fürchten müssen, halbbblind zu werden. Denn: heute gibt es Segmente von Wirklichkeit, die *nur* deshalb wirklich (und wahr) sind, weil sie auf dem Bildschirm des Fernsehens erscheinen. Die wirkliche Wirklichkeit findet im Fernsehen statt.” (Elsner/Müller *Der angewachsene Fernseher* 413)

Doch wie lässt sich jenseits der letztlich hilflosen, weil moralisch in sich kreisenden Alternative zwischen der *Agonie des Realen* und der *Hyperrealität der Fiktion*, für die exemplarisch Baudrillards These von der vollständigen Simulation oder Virilios These vom Verschwinden der Wirklichkeit (Tholen *Geschwindigkeit* 135-162) genannt werden kann, die zunehmende Vorliebe für die Talkshows und deren schier unbegrenzte Lust an der *Prostitution des Privaten* angemessen beschreiben? Worin besteht und weshalb funktioniert der libidinöse Kitt der Talkshows, gerade insofern sie als *Affekt-Talks*³ das emotionale Spektrum intimer Bekenntnisse und säkularisierter Beichten reproduzieren und vermehren? Es ist – so meine These – ein Amalgam aus therapeutischen, pädagogischen und religiösen Diskursfragmenten, dessen mediale Verdichtung in den Talkshows eine Blick-Ordnung arrangiert, die ich im Anschluss an Foucault und Deleuze das *innengewendete Panopticon* der Kontrollgesellschaft nennen möchte. Die medien-spezifische Verschiebung, die das panoptische Dispositiv, nämlich *Sehen, ohne gesehen zu werden*, in den Talkshows erfährt, besteht darin, dass dieser – seit den protestantischen Bekenntniszwängen nach innen gewendete – Kontrollblick (Schneider *Die erkaltete Herzensschrift* 7-48) nunmehr von den dem schamlosen Blick der Zuschauer ausgesetzten Testpersonen nicht mehr nur imaginiert sondern vielmehr unmittelbar angeschaut werden soll, um dadurch erst seine normative ‚Gestalt‘ zu gewinnen. Der in einem mitleidsvollen wie richterlichen Blick des Moderators und der Studiogäste bedarf stets seiner Authentifizierung, die sich erst im Studiogeschehen zu vollziehen hat: in Form einer psychodramatischen bzw. gesprächstherapeutischen Performanz. Der Rhythmus dieser Performanz basiert auf dem, was am Beispiel der Werbespots Rolf Kloepfer und Hanne Landbeck den Mechanismus der ‚kommunikativen Persuasion‘ genannt haben, also die Überredungskunst, die auf die “gesteigerte Teilnahme der Adressaten” (Kloepfer/Landbeck *Ästhetik der Werbung* 99) angewiesen ist. Es ist diese Plötzlichkeit oder Instantaneität des im Präsenzmedium Fernsehen bebilderten Bekenntniszwangs, der in den Talkshows neue Sichtbarkeitsfelder (Tholen *Der blinde Fleck des Sehens* 191-214) gebiert.

Bereits eine schlichte Bestandsaufnahme der Talk-Themen zeigt uns die normative Logik dieser voyeuristischen Blickordnung, die den Horizont des Sagbaren markiert⁴: *Ich war zu gutmütig bei der Erziehung - Die falschen Freunde sind schuld - Du hast mir nie was zugetraut - Finger weg von meinem Freund - Mein Ex lässt mich nicht mehr in Ruhe - Lust auf Verbotenes: Nur das reizt mich - Du Lügner:*

³ Als ‚Affekt-Talks‘ werden – so das Ergebnis einer Forschungsstudie von 1996 – Talkshows bezeichnet, bei denen unbekannte Personen mit ihren intimen Erlebnissen im Mittelpunkt stehen. Sie berichten authentische Begebenheiten, die sie in der Vergangenheit erlebt haben. (vgl. Forschungsprojekt der Landesanstalt für Rundfunk NRW, *Affektfernsehen* 7, hier zitiert nach: *Erz Brot und Spiele?* 49)

⁴ Die idealtypischen Muster des Bekenntniszwangs finden sich insbesondere in den Talkshows von *Hans Meiser, Ilona Christen, Bärbel Schäfer, Arabella Kiesbauer, Vera Intveen, Birte Karalus und Sonja Zietlow*. Die prototypisch zu nennenden Beispiele boten die Talkshows zwischen 1996 und 1998. Der quasi dokumentarische Film *Worte und Spiele* von Harun Farocki (1999) zeigt an einigen ausgewählten Beispielen genauer, was das Ungesagte im Gesagten der Talkshows ausmacht. Dies gelingt dem Film, indem er zwischen der glatten Oberfläche der Shows und den Talks und Recherchen der Redaktionen hinter den Kulissen - scheinbar kommentarlos - hin und her springt.

heute wird abgerechnet - Ich kann was, was Du nicht kannst - Verliebt, Verlobt, Verlassen - Muttertag: heute versöhne ich mich mit Mama - Ohne mich wärst Du nichts - Deine Eltern schieben Dir alles in den A... - Der Tod meines Partners hat mein Leben zerstört - Wer soll mich schon lieben: ich bin doch so hässlich - Sonja, ich sag' s Dir: ich habe einen tollen Busen - Mein Kind liebt einen Kriminellen - Du bist schön, aber dumm - Selbst schuld, wenn man auf Machos reinfällt – Hör auf, Du klammerst nur – Mach Dir nix vor: ich bin besser als Deine Neue – Ich wäre so gerne wie Barbie – Meine Eltern kommen mit meinem Partner nicht klar – Ich will keine alte Schachtel im Bett – Du treibst es viel zu bunt usw.

In diesem nur scheinbar grenzenlosen Feld möglicher Aussagen zeigt schon die schlichte Aneinanderreihung der Themen die Mischung aus Beichte und Bekenntnis, aus der sich das diskursverknappende Regulativ des Sprechens in den Talks zusammensetzt. Und doch ist es, zumindest in quantitativer Hinsicht, keine einfache Aufgabe, die Grundmuster dieses gesprächslosen Gesprächsfernsehens genauer zu beschreiben: Von Montag bis Freitag gab es im deutschen Fernsehen der 90er Jahre mehr als 25 Stunden oder 1.142 Minuten Talk und 369 Minuten Quiz, verwandte Spielshows nicht eingerechnet. In den Jahren 1996–1997 wurden wegen dieser Häufung von täglichen Talkshows selbstredend begleitende *Themenstrukturanalysen* in Auftrag gegeben. Eine von ihnen, die insgesamt 500 Sendungen analysierte, ergab (Laubsch *Nur Sex and Crime in Daily Talks?* 40-43): Der Themenbereich ‚Beziehungen‘ umfasste etwa 22 %, gefolgt von ‚Familie‘ (15,6 %), ‚Körper/Schönheit/Mode und ‚Gesellschaft/Wirtschaft‘ (beide ca. 9%). Der Bereich ‚psychische Probleme‘ und ‚Ratgeber/ Lebenshilfe‘ soll im untersuchten Zeitraum nur 2,2% bzw. 0,8% betragen haben. Doch diese kategoriale Feingliederung, so probat sie für eine erste Orientierung medienwissenschaftlicher Fallstudien sein mag, verdeckt bisweilen das eingangs beschriebene Dispositiv, das die Themenvielfalt gründiert: den exzessiven Voyeurismus und die phantasmatische Konstruktion des therapeutischen Kontroll-Blicks. Auch wenn solche Themenstrukturanalysen nicht zuletzt der Abmilderung des Vorwurfs dienen, die Daily Talkshow wäre der Inbegriff eines moralisch untragbaren ‚Schmuddel-Talks‘⁵, so übersieht eine nur quantitativ verfahrenende Themenaufzählung die mediale Form der Präsentation der Talkshows als Therapieersatz und Sinnstiftung. Der Schau-Lust schon näher kommt da eine sozialpsychologische Untersuchung (Hoffmann *Öffentlichkeit als Therapie*): Aus dem Bündel an Motivationen, zu denen Problembewältigung, Selbstwerterhöhung, Identitätsmanipulation, Interaktion mit bewunderten TV-Stars usw. zählen, resultiert – so Hoffmann – eine in sich kreisende Lust an der Rollenübernahme im Fernsehauftritt, der Aktionskatharsis im Psychodrama durchaus wahlverwandt. Es scheint so, als ob der imaginäre Halt der Selbstfindung im ‚Darstellungshandeln‘ eher realisiert, oder genauer: idealisiert werden kann.

Der Vergleich nämlich zwischen zwischen Ideal-Ich (Ist-Zustand) und Ich-Ideal (Soll-Zustand), der in den Blickbeziehungen der Talkshow sich kristallisiert, scheint in der televisionär verausgabten sadomasochistischen Lust, *angesehen* zu werden, weniger mühsam zu sein: Die im Fernsehstudio *unmittelbar* vor ‚anderen Zuschauern‘ bzw. von diesen erhaltene Gratifikation befriedigt die imaginäre

⁵ Dass neben der Kulturkritik aus konservativen Kreisen und der vorhersehbaren Medienschelte der Kirchen auch eine ‚im Interesse unserer Kinder‘ erfolgte Morddrohung eines 45-jährigen Mannes gegen die ‚Sie-nimmt-kein-Blatt-vor-den-Mund-Ikone‘ Arabella Kiesbauer (Pro 7) dazu beitrug, dass im Jahr 1996 der Verband Privater Rundfunk und Telekommunikation (VPRT) an einer gesetzlichen Regelung arbeitete, die einen Verhaltenskodex für Talk-Sendungen entwickeln sollte, soll hier nicht unerwähnt bleiben; vgl. dazu ausführlich das FSF-Prüfgutachten Nr. 2324 K zu *Arabella Kiesbauer: „Ich werde terrorisiert“* und das FSF-Prüfgutachten zu *Arabella: „Im Urlaub will ich nur das Eine“* (TV Diskurs *Gespräch ohne Grenzen?* 51-61.

Suche des narzisstischen Ichs konsumierbarer als umwegige Erkundungen von biographischen Wunden und Illusionen.

Aber die kulturkritische These vom Fernsehen als Null-Medium⁶ erklärt nicht, warum sich beim TV-Talk der Zuschauer 'zu Tode zu amüsiert' (Postman) und seine Urteilsbildung im Zerstreuungsgeschäft inszenierter Gefühlsbilder zu verlieren droht. Immerhin beschrieb Postman zutreffend einen Aspekt des Gestaltwandels dieser Zerstreuungslust, die in den Talkshows sich verdichtet und der Zeitlichkeit des imaginären Schautriebs eigen ist: Die voyeuristische Lust an der Sichtbarkeit als solcher verstärkt die ihr innewohnende Allmachtsphantasie, wenn in der seriell beschleunigten Jetzt-Zeit der Talks die Vergangenheits- und Zukunftsdimensionen des biographischen Erzählens zusammengezogen werden, und zwar so, dass die erlittenen Konflikte und Probleme augenblicklich, im Moment ihrer Präsentation auf der Show-Bühne, als leicht lösbar erscheinen. Der Mythos dieser in sich implodierten Präsenz wird zur erlebbaren Modalität der *Fernanwesenheit*, die dem Fernsehen als technischem Medium immer schon eigen war. Die von Postman so genannte ‚instantane Indifferenz‘ des Fernsehens gegenüber dem Eigenwert der übertragenen Inhalte und Botschaften, die sich in der Tat auch im Programmstil mancher Reality-TV-Programme in den Vordergrund schiebt, wiederholt das Phantasma des vergleichzeitigenden, raumüberwindenden Mit-Dabei-Seins, das die Übertragungstechnologie des Fernsehens seit ihren Anfängen insinuierte.

Der Raum- und Zeitgrenzen überwindende Senderraum des Fernsehens, der schon seit den technischen Erfindungen, die dem Fernsehen vorangingen⁷, den Schautrieb faszinierte, inszeniert in den Talkshows nun explizit seine verfügungsstolze Selbstreferenz: Die dem menschlichen Auge unmögliche Raum- und Zeitauflösung der Fernsehkameras und ihrer Übermittlungsgeschwindigkeit wird zur Übertragungsfolie des Begehrens, seine unmöglichen Objekte (zu denen codierte Selbstwertgefühle gewiss gehören) – jederzeit und ohne Aufschub - als unmittelbar anwesend imaginieren und beanspruchen zu können. Es ist diese "Illusion von Nähe", die das Fernsehen durch seine "Anziehungskraft durch Bilder" befriedigt und in den Shows verallgemeinert - so der minutiöse Befund einer ‚Inhaltsanalyse aus Zuschauersicht‘, die schon 1995, also vor der eigentlichen Ausbreitung der Affekt-Talks, von Margot Berghaus und Joachim Friedrich Staab (Berghaus/Staab *Fernseh-Shows* 7, 117) durchgeführt wurde.⁸ Die ‚Übertragung‘ von Fernabwesenheit in Fernanwesenheit ist - wie Wolfgang Tietze, Manfred Schneider u.a. an der Geschichte der Game-, Quiz- und Talkshows (Tietze/Schneider *Fernsehshows*) gezeigt haben - formbildend geworden: Die Fiktion des Hier und Jetzt der *Live-Schaltungen* wurde spätestens seit der berühmten *Rudi-Carell-Show*, deren Gag darin bestand, eine vermisste Person per Satellitenschaltung zunächst auf dem Monitor zu präsentieren, um sie dann unmittelbar danach - das Versprechen der

⁶ Vgl. hierzu die desillusionierende und medienhistorisch überfällige Untersuchung von Wolfgang Hagen aus dem Jahr 1996, die den treffenden Titel trägt *Mediendialektik. Zur Archäologie eines Scheiterns*.

⁷ Das Studium der Kriegs- und Fernsehgeschichte hilft bei der Bestimmung des ‚techno-imaginären‘ Blicks. So haben Thomas Müller und Peter Spangenberg in einem grundlegenden Beitrag (Müller/Spangenberg *Fern-Sehen-Radar-Krieg* 275-302) die phantasmatische Hartnäckigkeit, die im Begehren des video, ergo sum beschlossen liegt, in der in bildtechnischer Hinsicht keineswegs störungsfreien Erfindergeschichte des Fernsehens nachgewiesen. Die Phantasmatik der Sehmaschinen in den Texten der militärisch codierten Ingenieurs-Utopie des umfassenden Blicks ist - wie Müller und Spangenberg gezeigt haben - bereits um 1911 vorformuliert worden.

⁸ Dass die Medien nicht bloße Transportmedien, sondern ‚Wirklichkeitsgeneratoren‘ sind, und die Frage nach ihrer rahmensetzenden Bedeutung für die Entwicklung kultureller Sinnsysteme in den Vordergrund rückt, betont in systemtheoretischer Perspektive folgerichtig z.B. Udo Thiedecke: "Die Erweiterung der sozialen, zeitlichen und räumlichen Distanzüberwindung durch Medien hat unmittelbare Auswirkungen auf die Konstruktionsbedingungen sinnhafter Realität." (Thiedecke *Der Schein des Seins* 31)

Satellitenschaltung scheinbar einlösend - durch die Studiotür in die Show eintreten zu lassen, zum ‚weltanschaulichen Jetzt‘, zur Botschaft des orbitalen Senderraums: „Denn im Fernsehen haben wir es ungefähr alle halbe Stunde mit einem separaten Ereignis zu tun, das seinem Inhalt, seinem Kontext und seiner Gefühlslage nach mit dem Vorangegangenen und dem Folgenden nichts gemein hat. [...] Weil sich die Zuschauer dem Fernseher ganz nach Belieben zuwenden oder von ihm abkehren können, sind die Sendungen so strukturiert, dass jedes Acht-Minuten-Segment als in sich geschlossenes Ereignis für sich stehen kann.“ (Postman *Wir amüsieren uns*, S. 124)

Gewiß ist diese Indifferenzierung gegenüber zeiträumlichen Kontexten, die gerade in den Affekt-Talks den lebensgeschichtlichen Faden des jeweils ‚abweichenden‘ Verhaltens abkappt und in eine idolatrische Evidenz überführt, ein untrügliches Zeichen für das nicht nur von Postman beklagte *Infotainment*. Doch um die neue Form der ‚Tyrannei der Intimität‘ (Richard Sennett) in ihrer Nachhaltigkeit auszuloten, müssen wir die Blick-Anordnung der normalisierenden Selbstbekenntnisse noch genauer beschreiben. Das Amalgam aus therapeutischen und pädagogischen Diskursfragmenten kristallisiert sich erst in der Zur-Show-Stellung der Moderatorin oder des Moderators, insofern er oder sie es verstehen, ein zumeist protestantisch gefärbtes Idealbild unmerklich an sich selbst zu verkörpern, und zwar so, dass die Vorbildlichkeit dieses Idealbildes zur unmittelbar anschaulichen Identifikationsfigur wird. *Ilona Christen*, *Hans Meiser* und *Bärbel Schäfer* spielen diese Rolle der Aufrechterhaltung der Norm am besten, weil sich ihre Hermeneutik des Wahr-Sagen-Müssens, die sie in Ihren Befragungen den Testpersonen selbst abverlangen, als universale Verständnisbereitschaft drapiert.

Bevor es zu dieser Form der televisionären Beichte und des spezifischen Voyeurismus in den 90er Jahren kam, gingen ihr weniger ostentative Formen in der Fernsehgeschichte voraus.⁹ Seit 1992, auf mehrere Sender verteilt aber erst seit 1994, verbinden sich mehrere Elemente der tv-spezifischen Dramaturgie und führen zur Dauerpräsenz des Erlebens von alltäglichem Leben, und – seit *Big Brother* von RTL - zur verstärkten Selbstanzeige der Mittel des telekommunikativem Mit-Dabei-Sein-Könnens, indem die Hohlform der Bekenntnisschows mit der interaktiven Einübung in den Umgang mit dem Multimediaverbund verschmilzt. Der ‚Talk‘ nun lässt sich – wie Katharina Erz zusammengefasst hat – als ein vom Moderator gesteuerter Dialog zwischen ihm und dem Gast (bzw. Kandidaten oder Probanden) beschreiben. Wichtiger aber ist ein anderer Aspekt, den Erz nicht übersehen hat: die Privilegierung der ‚non-verbalen, optisch ausgerichteten‘ Kommunikation.

In der hieran anschließenden Definition der Talkshow als Hybridform wird jenes Phänomen erwähnt, das für unsere Fragestellung wesentlich ist: Der Talk „besteht *nur* aus in Szene gesetzter verbal-akustischer und nonverbal-optischer Kommunikation zwischen Personen, die als sie selbst auftreten“ (Erz 1998 48). Es ist eben diese Faszination der Talkshow-Gäste am ‚Als-sie-selber-Auftreten‘, welche die intermediale

⁹ Katharina Erz, deren Analyse (*Brot und Spiele? - Die Talkshow*, in: *tv diskurs* 5, 44-50) ich hier wiedergebe, gliedert die Etappen der Entwicklung der Talkshows vom Gesprächsfernsehen bis zum Affekt-Talk in etwa wie folgt: Die erste Etappe der ‚Talkshow‘ – mit beinahe schon obligatorischer Verspätung gegenüber den USA – bestand in dem eher informativen Gesprächsfernsehen, das die politische Bildung betonte. Als emblematisch für diese Zeit (1953-1971) kann Werner Höfers *Internationaler Frühschoppen* gelten; die zweite Phase (1971-1980), schon unterhaltungs- und alltagsorientierter, erlaubte sich einen spontaneren, diskussionswilligeren Stil. Dietmar Schönherr's *Je später der Abend* und *III nach 9* inszenierten eine aufgelockerte, die Gruppendynamik der damaligen Zeit imitierende Diskussionsrunde mit nicht nur prominenten Gästen. In der dritten Phase von 1979 bis 1985 – so Katharina Erz – werden mit Joachim Fuchsbergers *Der heiße Draht* und der Talkshow *Leute* (Gisela Marx, Wolfgang Menge, Elke Heidenreich) die Fragen provokanter. Doch insgesamt dominierte ein moderater Diskussionsstil. Erst mit der Einführung des dualen Systems (1984) begann der genuin unterhaltungsorientierte ‚Talk‘, wobei die Privatsender in der Übernahme amerikanischer Stilformen sich bereitwilliger zeigten.

Differenz zwischen inszeniertem Talk und krudem Problemalltag markiert. Anders als in den USA und einigen lateinamerikanischen Staaten, wo – wie beispielhaft in der *Jerry-Springer-Show*¹⁰ - Prügelszenen keine Seltenheit sind, überwiegt in den hiesigen Talkshows die Zurschaustellung der ‚Materie des Bekennens‘ (M. Foucault). Der einst durch das Medium von Tagebüchern und Autobiographien initiierte Raum einer lebenslang aufzuzeichnenden Innerlichkeit, der das von Rousseau begründete und von Luther popularisierte Selbstbekenntnis zum für jedermann verbindlichen Diskurs der introspektiven „Herzensschrift“ (M. Schneider) diktiert hatte, wird nunmehr im Talk-Geschehen zum Medium seiner tele-visionären Reproduzierbarkeit. Die Serialität des Bekenntniszwangs reduziert sich freilich, wie oben dargelegt, auf die punktuelle und oft disparate Evidenz von affektbetonten, willkürlich einander folgenden Statements. Diese Form der Beliebigkeit in den manifesten Aussagen der Talks hat bereits die inhaltsanalytisch ausgerichtete Soziologie in den Talkshows beschrieben: „Die Beliebigkeit des Nebeneinanders sowohl unter ästhetischen wie unter sachlich-argumentativem Aspekt, auch das Nebeneinander der Sinnprovinzen, die Buntheit und damit auch die Geschmacklosigkeiten, [...] die Kontrastierung von Lebensstilen und deren Neukomposition unter Missachtung aller Grenzziehungen und Ausschließlichkeitsregeln, alle diese Erscheinungen kennzeichnen die Talkshow als gesellschaftliches Produkt der Postmoderne (Plake *Talkshows* 10-11).¹¹

Der ‚Affekt-Talk‘ ist also kein reiner Sprechakt, der sich stets neu und in unschuldiger Intentionalität als singuläres Ereignis einer ‚dialogischen Kommunikation‘ zwischen Interaktionspartnern beschreiben ließe.¹² Vielmehr kommt es beim *Talk* als einer Gestaltgebung des *leeren Sprechens* (Lacan *Funktion und Feld des Sprechens* 73-170) nicht darauf an, *was* man sagt, sondern *dass* der sich prostituierende Gast *irgendetwas* sagt. Und hier lassen sich zwei Codierungsregeln des unbewußten Sprechens beobachten, die das Blick-Regime (Silverman *Dem Blickregime begegnen* 41-64) positionieren: erstens findet das Sprechen der Selbstbekenner *vor* und *für* ein Publikum statt. Der sich bekennende Proband zeigt sich bzw. sein Symptom einem diffus bleibenden ‚Anderen‘. Dieser ‚Andere‘, der nicht einfach mit dem versammelten Gegenüber der Studiogäste und auch nicht mit dem imaginierten, abwesenden Zuschauer vor den Bildschirmen gleichzusetzen ist, bildet sich erst im Blick des Moderators und des Studio-Publikums heraus. Als unsichtbarer Blick, der auf das möglichst telegene Sichtbarwerden der

¹⁰ Das deutsche Studiopublikum ist (noch) nicht so gewaltbereit wie das des zum Kult stilisierten Jerry Springer, in dessen Talkshow, um nur eine bekannte Szenerie zu erwähnen, eine Probandin auf die provozierende Frage des Moderators, ob sie wisse, dass ihre ehemals beste Freundin ihren Lover ausgespannt habe, sofort in Rage geriet und sich – angefeuert durch das begeisterte Studiopublikum – mit der Ex-Freundin zu prügeln begann. Die als ‚Trash‘ goutierten Sprüche und Statements wie *Wenn Du auf Nachtschicht gehst, mach ich's mit Deinem Vater* finden sich mittlerweile auch bei hiesigen Talk-Moderationen. Doch bei aller Zuspitzung des affektiven ‚Confrontainment‘ (wie ein anderer heuristischer Begriff der Fernsehwissenschaft lautet) dominiert im deutschen Talk ein therapeutisch ausgerichteter Gestus, der einst familial durchdeklinierte Verhaltensnormen hochzuhalten bestrebt ist – so jedenfalls bei den ersten Moderatoren dieser Sendeform (Hans Meiser, Ilona Christen, Vera Intveen, Bärbel Schäfer)

¹¹ Es ist Plake in seiner Argumentation zuzustimmen, wenn er hervorhebt, dass eine rein quantitativ operierende Sozialforschung der Struktur der Bekenntnissows nicht gerecht werden kann, wenn sie die Interaktionen zwischen Moderator und Kandidat nach Maßgabe eines dem intentionalen Handlungsbegriff nachempfundenen Selbstbildes der ‚Talker‘ bloß nachzeichnet. Denn mit einem solchen Forschungsansatz würde man die unausgesprochenen Symbolsysteme, Sprachmuster und Sinnsysteme ausblenden, die in der Talkshow ihr eigenes Szenario ausprägen.

¹² Das gerade im fernseh- und medienwissenschaftlichen Kontext popularisierte Theorem von performativen Handlungen als singulären Ereignissen, die sich (im Sinne von Austins *Theorie der Sprechakte*) wiederum in ebenfalls singulären Äußerungsereignissen erschöpfen würden, verfehlt in seinem Solipsismus das Performative selbst. Denn dieses ist immer schon, wie Jacques Derrida (vor allem in *Signatur Ereignis Kontext*) gezeigt hat, eine kontextuelle und iterierbare Performanz, die intentionaler Bedeutung als einer ihr zugrunde liegenden Voraussetzung nicht bedarf. Vielmehr gilt es – so John Tagg in seinem für die Diskursanalyse von Geständnisritualen wichtigen Beitrag - den Spielraum der Möglichkeit performativer Handlungen als den ihrer Verknappung auszuloten: „Das Ereignis ist nicht etwas, das in das Loch eines Kontextes hineinpassen würde.“ (Tagg *Ein Diskurs* 181)

Geständnisse drängt, wird er zugleich zum Zeugen und Garanten der gelingenden oder misslingenden Darstellung des Probanden. Dieser Blick ist es, der sich (im psychoanalytischen Sinne) zum imaginären Substitut der 'dritten Instanz' maskiert: Das Dispositiv des Affekt-Talks besteht also in der appellativfordernden Inanspruchnahme der ödipalen (triangulären) Sprachwerdung des Menschen, in der ja gerade die Loslösung oder Lösbarkeit von der rein imaginären Bilderwelt gesucht wird. Doch das kurzatmige, reaktive Sich-vor-anderen-Aussprechen in der Talkshow verbleibt strikt im Rahmen des Imaginären, insofern das *sichtbare* Publikum im Studio und das *imaginierte* vor den Bildschirmen das beschädigte Selbstbild des Probanden im bloßen Angeschaut-Werden wiederaufrichten soll. Das normative Vor-Bild wird unmittelbar zur spekulären Folie der Identifikation.

Hiermit ist ein weiterer Aspekt des Gesprächsfernsehens angesprochen: Das ‚Präsenz-Publikum‘ (Constantin von Barloewen/Hans Brandenburg *Talk Show*), das diesen fasziniert-faszinierenden Blick der voyeuristischen Schamlosigkeit zu bezeugen hat, belohnt und bestraft gemeinsam mit dem Moderator - und zugleich stellvertretend für ein unbestimmtes Millionenpublikum. Es wird zum moralischen Gradmesser und durchlässigen Medium der Gefühle und Phantasien der Talk-Helden. Insofern diese in ihrer Banalität oder Ernsthaftigkeit performativ geäußert werden, werden sie allesamt beklatscht, gleichviel, wie selbstwidersprüchlich sie sein mögen. Solche in manchen Talkshows kaum noch überbietbare Inkohärenz und Indifferenz des Studiopublikums gegenüber den Wertvorstellungen der eingeladenen Probanden lässt sich hier nur exemplarisch nacherzählen:¹³

In einer Sendung, in der es um den ‚alltäglichen Terror‘ zwischen Paaren und dem Erfindungsreichtum der Betroffenen ging, nicht minder terroristisch aneinander Rache zu nehmen, trat ein Gast namens ‚Tom‘ auf, der seiner Freundin einen Schweinskopf als Strafe dafür, dass diese sich grundlos von ihm getrennt habe, geschickt hatte. Die Dialog-Bruchstücke demonstrieren die aggressive Spannung, von der die ‚Confrontation-Show‘ (Steinbrecher/Weiske *Die Talkshow*) lebt: „Arabella kündigt die weiteren Gäste an, dann folgt die Werbung. Nach der Werbung erscheint Anneliese. Zunächst wird sie gefragt, was sie von Tom halte. ‚Dieser Mann ist krank, der gehört in die Klapsmühle, am besten gleich mit Zwangsjacke‘, antwortet Anneliese unter großem Applaus. Auch Hella äußert sich zu Tom. ‚Bei mir hättest Du zwei Möglichkeiten mit diesem Schweinskopf: Entweder Du müsstest ihn fressen in einem Stück, oder ich würde Dir Deinen Kopf so formen wie diesen Schweinskopf.‘ Das Publikum applaudiert vehement. Tom antwortet: *Da habe ich eine andere Einstellung. Wer mir in den Arsch tritt, den trete ich zurück.* [...] Arabella meint, dass Terrorisieren von Frauen sei wohl ein Armutszeugnis, ein Eingestehen von Schwäche [...]“ (tv-diskurs *Gespräche ohne Grenzen* 52).

Da das Spektrum des Talks vom Telefonterror rachsüchtiger Ex-Geliebter bis zum spiritistischen Bekenntnis, die Befehle des verstorbenen Partners auf wundersame Weise¹⁴ empfangen zu haben, reicht,

¹³ Das Geflecht der Blickbeziehungen vor und hinter den Kulissen der Talkshows filmisch zu exponieren, gelingt Harun Farocki in seinem oben erwähnten Film *Brot und Spiele* ungleich besser als vielen Fernseh-Dokumentationen über das Selbstverständnis der Talkshow-Redaktionen. Die im Folgenden als Beispiel für das *leere Sprechen* nacherzählte Szene aus einer Talkshow von Arabella Kiesbauer wird ausführlich in dem FSF-Prüfungutachten Nr. 2324 K zu *Arabella Kiesbauer: 'Ich werde terrorisiert'* (tv-diskurs *Gespräche* 51-59) rekonstruiert.

¹⁴ Der transzendente Raum des Numinosen, der sonst neben klassischen Seancen den New-Age-Verlagen und ihren auflagenstarken Printmedien und Audiocassetten vorbehalten war, gewinnt hier, wie Jo Reichertz nachgewiesen hat, eine neue mediale Transparenz: „Das Fernsehen verzaubert deshalb die in ihm Agierenden zu Medienhelden, Erzählungen geraten zu Mythologien und Legenden, Ikonen werden gezeichnet, magische Praktiken und Rituale ausgeübt.“ (Reichertz *Traumung, Trost und Wunder* 5)

kann man die Bekenntnisschows als eine Form der säkularisierten Beichte charakterisieren. Und in der Tat bliebe diese Sendeform, die Therapieersatz, Sinnlieferant und Beichtstuhl in einem ist, unterbestimmt, würde man sie, wie Reichertz meines Erachtens zurecht in seiner Kritik an der Freizeitsoziologie von Gerhard Schulze hervorhebt, auf eine ‚erlebnisrationale‘ Ästhetisierung der Lebenswelt reduzieren. Vielmehr avanciert die TV-Show allein schon wegen des täglichen Ritus ihrer seriellen Wiederholung zum - systemfunktional gleichwertigen - Surrogat der religiösen Bußpraxis.

Doch zu fragen bleibt, wie das ‚Übertragungsgeschehen‘ (in jedem Wortsinn) Identifikationen freisetzt und dazu beiträgt, dass sich die “Leute heute lieber an die Fernsehkanäle [anschießen] als an die Rede der Kirchenväter, Schulmänner oder Politiker” (Tietze/Schneider *Fernsehshows* 7). Seit ihren Anfängen ist dieser Senderaum nicht nur einer medientechnischer: übermittelt wird vielmehr die Fiktion der Wiedergutmachung eines beschädigten und zugleich uferlosen Narzissmus. Der ideale Kandidat der Talkshows ist ein sich selbst oder genauer: sein Selbst prüfender Kandidat. In den Talkshows kann jedermann zum Doppelgänger von jedermann werden: er hat nur zu bekunden, dass er - letztlich - die Übereinstimmung mit sich und den anderen, die der Moderator zu stiften hat, erstrebt. Hier schließt sich die Rückspiegelung von Intimität und Institution – auf unterhaltsame Weise. In den Quiz- und Gameshows wurde dieses agonale Testieren, Skalieren und Bewerten eingeübt.¹⁵

In den Affekt-Talks wiederholen sich, leicht verschoben, eben diese Parameter des Wettbewerbs: bewertet wird nun die Selbst-Darstellung *als solche*. Die zunehmende Indifferenz der Zuschauer gegenüber dem Kontext des jeweiligen Themas (insbesondere gegenüber den sexualisierten Vorlieben oder Vorbildern der Kandidaten) vervollständigt das, was ich oben das neue Blickregime des panoptischen Diskurses genannt habe. Ein repräsentatives Beispiel hierfür ist das folgende: Eine Kandidatin in einer Talkshow, die sich dem vielgestaltigen Fetischismus um Barbie-Puppen bzw. ihrer heutigen Wiederkehr in der Welt der Mode und des Spielzeugs widmete¹⁶, hatte sich, mithilfe kosmetischer Chirurgie, als ziemlich perfekte Barbie-Puppe gestylt. Sie möchte – so ihr von Hans Meiser herausgelocktes Bekenntnis - *als* Barbie eine Fernseh- oder Filmkarriere beginnen. Die kaum entstellte Ähnlichkeit der Kandidatin mit der Puppe und ihr Auftritt, der in Gestik und Sprechweise einer fast ‚vollständigen‘ Mimikry an ihr Vorbild sehr nahe kam, konfigurierten in dieser Talkshow gemeinsam mit dem Blick der Zuschauer den panoptischen Blick, in dem Mitleid, Neid und Ablehnung gemeinsam befriedigt wurden.

Michel Foucault hat in seiner diskursanalytischen Fallstudie (Foucault *Überwachen und Strafen*) gezeigt, wie in der Geschichte des Abendlandes *der Mensch* als Effekt eines Geständniszwanges auftauchte. Die Diskursanalyse fragt also danach, wie Machttechniken sich uns einbilden, und beschreibt den diskursiven Rahmen der Umgangsstile mit ‚uns selbst‘. Die jeweilige diskursive Formation stellt die Regeln des Sagbaren auf, ohne diese aussprechen zu müssen oder zu können. Die Psychoanalyse wiederum,

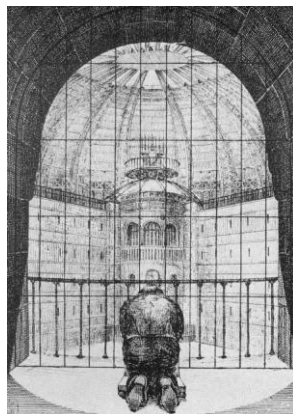
¹⁵ “Quiz- und Gameshows erhalten ihren Reiz durch die spielerische Aktivierung der strukturalen Operatoren gesellschaftlicher Agonalität und Kontrolle wie Geldprämien, Uhren und einer Fülle numerischer Parameter der Leistungsskalierung.” (Peter Friedrich *Der Ernst des Spiels* 51)

¹⁶ Es handelt sich um den Auftritt einer ‚lebendigen‘ Barbie-Puppe in einer Talkshow Hans Meisers, die zum Thema hatte: *Ich wäre so gerne wie Barbie*. Sie erinnert so sehr an E.T.A. Hoffmanns unheimliche Automaten-Puppe *Olimpia* (vgl. Tholen *Der fremdliche Blick* 11-26), also an das unheimliche Verhältnis von Sprache und Blick, das sich hierzu eine eingehendere Untersuchung über den Formwandel eingebildeter Phantome von der Literatur- und Kunstgeschichte (Hart Nibbrig *Spiegelschrift. Spekulationen über Malerei und Literatur*) bis zu den siliconplastischen Phantasmen in den heutigen Körpermodellierungen lohnen würde.

durchaus affin mit dieser Archäologie der Humanwissenschaften, fragt danach, wie bestimmte ‚Schichten, Strategien und Faltungen‘ des Sagbaren (Deleuze: *Foucault* 69-174) kontrollierende und voyeuristische Blickbeziehungen befördern. Denn diese Beziehungen sind weder bloße Phantasieprodukte noch absichtlich kalkulierbare Phantasmagorien sondern hartnäckige Phantasmen. Nach psychoanalytischer Erkenntnis gibt es vielmehr keine „Beziehung zur Realität, zu der nicht ein Phantasma gehörte, d.h. ein Szenarium von Einbildungen, in dem das Subjekt gegenwärtig ist und das in einer mehr oder weniger durch die Verteidigungsmaßnahmen verzerrten Gestalt die Erfüllung eines Wunsches [...] darstellt.“ (Besancon *Psychoanalytische Geschichtsschreibung* 113)

So ist der Diskurseffekt des ‚Selbst‘ (Tholen *Das eingebildete Selbst* 57-62) jene Aussagefigur, die insbesondere in den zwischen 1975 und 1980 zu einer diskursivierten ‚Welt des Psy‘ (Donzelot *Die Ordnung der Familie*) führte und den Umgang mit sich selbst von vornherein therapeutisch zu codieren (Nagel/Seifert *Inflation der Therapieformen*) versuchte. Eingedenk der Einsicht Foucaults, dass es viel weniger Aussagen gibt, als wir gewöhnlich annehmen, und eingedenk der Analyse Lacans, dass die Bilder der imaginären Ganzheit trotz ihres scheinbaren Reichtums zumeist nur die Monotonie ihres orthopädischen Panzers verdecken (Lacan *Die Familie* 39-100), zeigt sich in den Affekt-Talks ein quasi-therapeutisches Geständnisdispositiv: Das Sinnsystem ‚Selbst‘ mutiert zum allgegenwärtigen Krisensymptom, *damit* dessen diagnostizierte Diskordanz mit sich als therapierbarer Mangel situiert werden kann. Doch das *Da-Sein* solcher therapeutischen Gewissheit scheint in den Talkshows nur noch unter Ausblendung des Dritten bzw. Einblendung desselben als *vorbildlichem* Moderator zu gelingen. Das Geständnis implodiert zur telegenen Selbstdarstellung, deren Gelingen zum Maßstab des Sagbaren wird.

Um diesen Formwandel der ‚Affektmodellierung‘ (Elias) auf die Anordnung des Blicks zurückzubeziehen, sei hier nochmals kurz an Foucaults Analyse des Geständniszwangs erinnert: Seine historische Untersuchung führte ihn, geschult an Nietzsches ‚Genealogie der Moral‘, zur Rekonstruktion der ‚Geburt des Gefängnisses‘ zur architektonischen Logik der um 1788 erfundenen *panoptischen Anstalt*. In dieser Institution - tauglich für Irrenhäuser ebenso wie für Fabriken und Schulen – und mit ihrem sie legitimierenden Diskurs wurde die Selbstbeobachtung und Selbstprüfung des Individuums als ein besonderes Objekt des Wissens diskursfähig. Doch wichtig hierbei ist vor allem die panoptische Einrahmung der Blickordnung, nämlich das okulare Phantasma: *Sehen, ohne gesehen zu werden*.



(Ein Häftling verrichtet in seiner Zelle sein Gebet vor dem zentralen Überwachungsturm, aus: Michel Foucault, *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*, Bild Nr. 21, Frankfurt/M. 1976)

Panoptisch ist also jener Blick, der immer schon unterstellte Abweichungen von der Norm mit vorausschauendem Verdacht zu ‚erfassen‘ sucht. Der Reiz der Affekt-Talks liegt – diesen Blick beerbend - in der vom Zuschauer phantasierten Zuteilung von Sanktionen gegenüber den in der Live-Situation sich bekennenden *Selbstdarstellern*. Die Lust für das Opfer wie den Voyeur besteht im kontrollierenden *Monotoring*, d.h. in der spielerischen Übernahme des erwähnten Aufseher-Blicks, den das Panopticon eröffnete.¹⁷ Talkshows demokratisieren gleichsam das Beobachterprivileg.

Affekt-Talks, so lässt sich zusammenfassen, vermitteln partialisierte Körper-, Selbst- und Fremdbilder und reagieren auf zunehmend deregulierte Sozialisationsmuster. Sie setzen ‚Kleinstwelten von Zugehörigkeiten‘ (Thiedecke) ins Szene, deren normative Funktion jedoch an “gegenseitig unterstellte Erwartungserwartungen im Hinblick auf kollektiv geteiltes Wissen und allgemein befolgte Konventionen” (Schmidt *Medien: Die Kopplung von Kommunikation und Kognition* 62) gebunden bleibt. Das ebenso beredsame wie leere Sprechen der Affekt-Talks¹⁸ verbreitet mit zirzensischen Mitteln kurzatmige Deutungsmuster, die sich mit traditionellen Erzählweisen autobiographischer Bekenntnisse durchmischen. Man kann dies mit Luhmann als gesteigerte Irritierbarkeit der Gesellschaft durch selbstreferentielle Medien beschreiben: Massenmedien “steigern die Komplexität der Sinnzusammenhänge, in denen die Gesellschaft sich der Irritation durch selbstreproduzierte Differenzen aussetzt. Irritierbarkeit wird ja durch Erwartungshorizonte erzeugt [...] oder durch Unbestimmtheitsstellen, die als laufend auffüllungsbedürftig reproduziert werden.” (Luhmann *Die Realität der Massenmedien* 149-150). Doch je selbstbezoglicher das Massenmedium sich gibt, so blinder scheint mir der Fleck zu sein, der - wie im Falle der Selbstbekenntnisse in Talkshows – die Selbstbeobachtung des Mediums gerade verunmöglicht¹⁹.

Literaturverzeichnis:

- Tholen, Georg Christoph (2000). Selbstbekenntnisse im Fernsehen. Eine neue Variante im panoptischen Diskurs der Kontrollgesellschaft. In: Flach, S./Grisko, M. (Hg.), *Fernsehperspektiven. Aspekte zeitgenössischer Medienkultur* [Schriftenreihe der Landesanstalt für privaten Rundfunk Hessen (LPR Hessen), Band 9, München, S. 144-161.
- Deleuze, Gilles (1993). Postskriptum über Kontrollgesellschaften. In: ders. (Hg.), *Unterhandlungen 1972-1990*. Frankfurt/M.
- Deleuze, Gilles (1987). *Foucault*. Frankfurt/M.
- Elsner, Monika/Müller, Thomas (1988). Der angewachsene Fernseher. In: Gumbrecht, Hans/Pfeiffer, Karl Ludwig (Hg.), *Materialität der Kommunikation*. Frankfurt/M. S. 392 -415
- Müller, Thomas/Spangenberg, Peter (1991). Fern-Sehen-Radar-Krieg. In: Stingelin, Martin/Scherer, Wolfgang (Hg.), *HardWar/SoftWar. Krieg und Medien 1914 bis 1945* [Literatur- und Medienanalysen, Bd. 3.] München, S. 275-302

¹⁷ Vgl. hierzu grundlegend: Johannes-Peter Meier *Der himmlische Blick* 80-104.

¹⁸ *No talk*, eine Videoinstallation von Uli Wilkes, Kunsthochschule für Medien Köln, demonstriert, wie die ständige mediale Präsenz der Talker kaum noch zulässt, ihre eigene mögliche Absenz zu denken. Wilkes hatte die Talkmaster Arabella Kiesbauer, Bärbel Schäfer, Alfred Biölek, Giovanni die Lorenzo, Roger Willemsen, Günter Jauch und Jürgen Domian in einen Raum versammelt, in dem sie, in einem Halbkreis eng nebeneinander sitzend, vor laufender Kamera für eine etwa halbe Stunde schweigen sollten: ein bestimmter horror vacui wurde sichtbar und mit ihm die Überfülle des leeren Talks.

¹⁹ vgl. hierzu: Tholen *Überschneidungen. Konturen einer Theorie der Medialität* 15-34

- Foucault, Michel (1976). Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt/M.
- Foucault, Michel (1974). Die Ordnung des Diskurses. Inauguralvorlesung am Collège de France (2.12.1970). München
- Reichertz, Jo (1996b). Trauung, Trost und Wunder. Formen, Praktiken und Funktion des Religiösen im Fernsehen. In: medienpraktisch. Zeitschrift für Medienpädagogik, Heft 4, S.4-10
- Albrecht, H. (1993). Die Religion der Massenmedien. Stuttgart
- Fischer, W./Marhold, W. (Hg.) (1978), Religionssoziologie als Wissenssoziologie. Stuttgart
- Habermas, Jürgen (1973). Arbeit, Freizeit, Konsum – Frühe Aufsätze. Gravenhage
- Luckmann, Thomas (1991). Die unsichtbare Religion. Frankfurt/M.
- Reichertz, Jo (1996a). *Wem Meiser die Sünden vergibt*. Das Fernsehen als Religions-Ersatz. In: *Familienbildung*, Heft 4. S. 38-42
- Reichertz, Jo (1995). „... *da war ich verheiratet*.“ Magische Elemente in der Sendung ‚Traumhochzeit‘. In: *Schweizerische Zeitschrift für Soziologie*, Heft 3. S. 705-740
- Tietze, Wolfgang/ Schneider, Manfred (Hg.) (1991). Fernsehshows. Theorie einer neuen Spielwut. München
- Peter Friedrich (1991). Der Ernst des Spiels. Zur Semantik des Negativen in Quiz- und Gameshows. In: Tietze, W./Schneider, M. (Hg.). Fernsehshows. S. 50-79
- Plake, Klaus (1999). Talkshows. Die Industrialisierung der Kommunikation. Darmstadt
- Postman, Neil (1985). Wir amüsieren uns zu Tode. Urteilsbildung im zeitalter der Unterhaltungsindustrie. Frankfurt/M.
- Lehnert, Gertrud (1999). Mit dem Handy in die Peepshow. Die Inszenierung des Privaten im öffentlichen Raum. Berlin
- Whitaker, Reg (1999). Das Ende der privatheit. Überwachung, Macht und soziale Kontrolle im Informationszeitalter. München
- Luhmann, Niklas (1996). Die Realität der Massenmedien. Opladen
- Walton, K.L. (1990). Mimesis as make believe. On the foundations of represential arts. Cambridge
- Weibel, Peter (1990). Vom Verschwinden der Ferne- Telekommunikation und Kunst. Köln
- Bwerko, Lili (1992). Surveying the Surveilled: Video, Space and Subjectivity. In: *Quarterly Review of Film and Video*, Nr. 14, S. 61-91
- Tv-diskurs (1998).Gespräche ohne Grenzen. Talkshows in der Diskussion. Heft 5. Baden-Baden
- Bente, Gary/Fromm, Bettina (1997). Affektfernsehen. Opladen
- Mikos, Lothar/Petersen, Maike (1996). Daily Talks.Eine Untersuchung von Themenstruktur und Nutzung der täglichen Talkshows unter Berücksichtigung des Jugendschutzes [im Auftrag der FSF]
- Barloewen, Constantin von/Brandenberg, Hans (Hg.) (1975). Talk Show. Unterhaltung im Fernsehen = Fernsehunterhaltung?.München, Wien
- Böhm, Andrea (1996). Täter, Opfer, Prediger, ‚Kultkrieg‘. In: Adolf Grimme Institut/Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik/Katholisches Institut für Medieninformation (Hg.). Jahrbuch Fernsehen 1995/96. Frankfurt/Köln 1996
- Landesanstalt für Rundfunk Nordrhein-Westfalen (Hg.) (1996).Affektfernsehen. Motive, Angebotsweisen und Wirkung. Köln
- Lorenz, Thorsten (1991). Bombenstimmung. Von der Militärrevue zum Unterhaltungsfernsehen. In: Tietze, W./Schneider, M. (Hg.) (1991), Fernsehshows, S. 25-49

- Pfister, Manfred (1982). Das Drama. München
- Schneider, Irmela (Hg.) (1992). Amerikanische Einstellung – Deutsches Fernsehen und US-amerikanische Produktionen. Heidelberg
- Steinbrecher, Michael/Weiske, Martin (1992). Die Talkshow – 20 Jahre zwischen Klatsch und News, Tips und Hintergründe. München
- Hagen, Wolfgang (1996). Mediendialektik. Zur Archäologie eines Scheiterns. In: Maresch, Rudolf (Hg.), Medien und Öffentlichkeit. Positionierungen. Symptome. Simulationsbrüche. München, S. 41-65
- Medienjournal. Zeitschrift für Kommunikationskultur (1999). Medial Turn. Die Medialisierung der Welt. 23. Jg., Nr. 1. Salzburg
- Sennett, Richard (1983). Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität. Frankfurt/M.
- Soeffner, Hans-Georg (1992). Luther- Der Weg von der Kollektivität des Glaubens zu einem lutherisch-protestantischen Individualitätstyp. In: Ders.: Die Ordnung der Rituale, S. 20-75. Frankfurt/M.
- Kepler, Angela (1994). Wirklicher als die Wirklichkeit? Das neue Realitätsprinzip der Fernsehunterhaltung. Frankfurt/M.
- Strang, H. (1990). Gemischte Verhältnisse. Anzeichen einer Balance von ‚Gemeinschaft‘ und ‚Gesellschaften‘. In: Schlüter, P./Clausen, Lars (Hg.), Renaissance der Gemeinschaft? Stabile Theorien neuerer Theoreme, S. 75-92. Berlin
- Tholen, Georg Christoph (1995). Der befremdliche Blick. In: Ders./Sturm, Martin/Zendron rainer (Hg.), Phantasma und Phantome. Gestalten des Unheimlichen in Kunst und Psychoanalyse, S. 11-26. Linz
- Tholen, Georg Christoph (1998). Die Zäsur der Medien. In: Nöth, Winfried/Wenz, Karin (Hg.), Medientheorie und die digitalen Medien [Intervalle. Schriften zur Kulturforschung, Bd. 2], S. 61-88. Kassel
- Tholen, Georg Christoph (1999). Der blinde Fleck des Sehens. Über das raumzeitliche Geflecht des Imaginären. In: Huber, Jörg/Heller, Martin (Hg.), Konstruktionen. Sichtbarkeiten [Interventionen Bd. 8], S. 191-215. Zürich
- Adelman, Ralf/Stauff, Markus (1998). Politik und Bilder [KultuRRRevolution Nr. 37]. Essen
- Farocki, Harun (1999). Wort und Spiele. Dokumentarfilm (N3)
- Wilkes, Uli (1999). No talk. Video-Installation. Köln
- Erz, Katharina (1998). Brot und Spiele?- Die Talkshow. Beitrag zum Medienpädagogischen Preis 1997 der FSF und GMK. In: tv diskurs 5, S. 44-50
- Anders, Günther (1984). Die Antiquiertheit des Menschen, Bd. 2. München
- Schulze, Gerhard (1993). Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt/M.
- Besancon, Alain (1974). Psychoanalytische Geschichtsschreibung. In: Wehler, Hans-Ulrich (Hg.), Geschichte und Psychoanalyse, S. 101-155. Köln
- Schneider, Manfred (1986). Die erkaltete Herzenschrift. Der autobiographische Text im 20. Jahrhundert. München